



LINA

JACOBBS

ADDICTED

TO HIM

Roman

FOREVER 



Die Autorin

Lina Jacobs, geboren 1978, lebt mit ihrem Mann, ihrer Tochter und ihrem Schäferhund-Husky-Mischling in der Nähe der schönen Hellwegstadt Soest – denn sie liebt die Natur. Schon in der Schule hat Lina das Schreiben fasziniert. Am Anfang war es ein Hobby, aus dem

inzwischen eine große Leidenschaft geworden ist. Seit 2015 schreibt und veröffentlicht die Autorin regelmäßig. Sie möchte mit ihren Geschichten die Welt ein wenig schöner machen. Nach ihrem Debüt *Geflüsterte Lügen* (Februar 2015), folgte die Dystopie-Reihe *Virulent*. Die Autorin liebt es, die Menschen in fantastische, abenteuerliche, spannende und liebevolle Geschichten zu entführen. Sie hat kein Lieblingsgenre, sondern liest gerne von allem etwas.

Das Buch

Spannend, romantisch und gefährlich!

Nach acht Jahren im Einsatz betritt Luke Adams erstmals wieder Schottischen Boden, um an der Testamentseröffnung seines Vaters teilzunehmen. Sein Bruder Paul holt ihn vom Bahnhof ab. Als sie zuhause ankommen, erwartet Luke eine Überraschung: In der Tür zu Pauls Haus begrüßt ihn Ami, seine Jugendliebe, die inzwischen mit Paul zusammen ist. Zwischen Luke und Ami scheint immer noch eine Verbindung zu bestehen. Doch Ami plagen Schuldgefühle Paul gegenüber, und sie geht auf Abstand. Als Paul von einem Tag auf den anderen verschwindet, stellt sich heraus, dass er ein dunkles Geheimnis hat, was nun auch Ami bedroht. Der Einzige, der sie noch retten kann, ist Luke!

Lina Jacobs

Addicted to him

Roman



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Oktober 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
Umschlaggestaltung:
zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-219-6

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Erinnerungen



Noch wenige Minuten, dann würde es nach unten gehen. Minuten der Bedenken und Sorge, die ich im freien Fall verbringen würde. In meinen Venen schien Lava zu fließen, als ich die Riemens meines Fallschirms ein weiteres Mal kontrollierte. Wie immer, wenn ich kurz vor dem Absprung die geschlossene Rampe betrachtete, glich mein Puls wilden Trommelschlägen. Diesmal spürte ich zudem einen schmerzhaften Knoten in meiner Magengegend. Der Einsatz würde heute um einiges anders laufen als sonst – das hatte ich im Gefühl. Eigentlich hatte ich solche Bedenken längst hinter mir, denn es war nicht mein erster Absprung über feindlichem Gebiet.

Die Boeing C-17 vollführte einen ruckartigen Schlenker nach rechts. Ich umklammerte die Halteschleufe fester.

»Wir haben leichte Turbulenzen über Nad Ali, Colonel Adams«, hörte ich die Stimme des Piloten in meinem Headset.

»Roger«, sagte ich und drehte mich zu meinen Männern um, die mich erwartungsvoll ansahen.

In einigen Gesichtern erkannte ich Angst. Man brauchte verdammt dicke Eier in der Hose, um sich mitten in feindliche Gefilde zu wagen. Zwanzig Soldaten begleiteten mich auf dieser frühmorgendlichen Höllenmission. Wer von ihnen letztlich lebend zurückkehrte, stand auf einem anderen Blatt. Sie waren gute Männer, die besten, die es bei der Black Watch-Einheit gab. Für tödliche Missionen waren wir ausgebildet worden. Wir waren die vorderste Front und sorgten dafür, dass unsere Kameraden nachrücken konnten. Wir wühlten im Dreck der Taliban.

»Wir nähern uns dem Absprungziel, Colonel Adams«, ertönte es in meinem Ohr. »Noch zwanzig Sekunden.«

»Roger. Noch zwanzig Sekunden«, rief ich meinen Männern zu. »Ich will einen vorschriftsmäßigen Absprung sehen und kein wildes Herumgezappel.«

Ich drehte mich um. Die Hydraulik gab ein leises Zischen von sich, während sich die große Rampe öffnete. Ein bodenloser Schlund erstreckte sich vor uns.

»Zehn«, ertönte der Countdown.

Heftiger Wind schlug mir entgegen.

»Neun.«

Ich zog die Schutzbrille von meinem Helm herunter ...

»Acht.«

... stülpte den Mundschutz hoch.

»Sieben.«

Die Morgendämmerung warf noch ihre Schatten.

»Sechs.«

Nicht ein künstlicher Lichtschein zeichnete sich in der Tiefe ab.

»Fünf.«

Das Adrenalin ließ mich schneller atmen.

»Vier.«

Ich begab mich in Absprungposition.

»Drei.«

Was erwartet uns?

»Zwei.«

Ich trat einen Schritt vor ...

»Eins.«

... und ließ mich nach vorn fallen.

Mit einer wahnsinnigen Geschwindigkeit raste ich der Erde entgegen. Der Wind schlug mir zornig entgegen, zerrte und wütete an meinem Tarnanzug, als wollte er mich vertreiben.

Wahrscheinlich traf das sogar zu und selbst der Wind war uns

in diesem Land feindlich gesonnen. In den Augen der Feinde waren wir Eindringlinge, Störenfriede, allenfalls Kanonenfutter. Der sandige Wüstenwind war tückisch, die Feinde noch mehr. Es wäre nicht das erste Mal, dass uns diese Bastarde vom Himmel schossen.

Ich zog die Reißleine, der Fallschirm bremste meinen Fall und riss mich etliche Meter nach oben. Ich glitt wie ein Adler durch die Dämmerung. Mein Blick war nach unten gerichtet – etwas schien ungewöhnlich zu sein. Ein für die Wüste untypischer Geruch lag in der Luft. Den Gestank nach verbranntem Fleisch und Tod, kannte ich zu gut.

Lautlos landete ich auf sandigem Boden, löste sogleich die Karabiner des Fallschirms und ging hinter einer Düne in Deckung. Meine Männer landeten in kurzen Abständen und nahmen geräuschlos ihre Positionen ein.

Ich griff nach meinem Sturmgewehr.

»Lieutenant Briggs«, flüsterte ich ins Mikro. »Checken Sie die Lage mit dem Laserfernrohr.«

»Roger.«

Briggs war der beste Scharfschütze meiner Einheit. Was er nicht traf, musste erst noch erfunden werden.

»Keine Feindsichtung«, meldete er sich nach wenigen Minuten mit gedämpfter Stimme. »Alles ruhig.«

Ich gab Handzeichen. Meine Männer wussten, was sie zu tun hatten, und auch ich setzte mich in Bewegung. Die ersten Gebäude gerieten in Sichtweite. Sie sahen verlassen aus, aber das konnte auch ein Hinterhalt sein. Erneut gestikuliert ich, und alle verteilten sich auf die zugewiesenen Positionen. Mit fünf Männern bildete ich die Vorhut, während der Rest die Flanken sicherte.

Heißer, übelriechender Wind wirbelte für ein paar Sekunden eine turmhohe Mauer aus Sand auf. Als sich das letzte Sandkorn gelegt hatte, senkte ich fassungslos das Sturmgewehr.

Was ich erblickte, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie so viel Elend und Leid gesehen. Weinende Kinder, die Haut mit schwarzen Brandblasen überzogen. Menschen, die überall verstreut lagen. Die gesamte Hauptstraße schien voll von ihnen zu sein. Ein langer Bombenteppich hatte den Weg in ein qualmendes, blutiges Höllenloch verwandelt. Die Menschen hielten jammernnd ihre Arme hoch, flehten uns in ihrer Sprache an, sie von ihrem Leid zu befreien.

Aus dem Headset drang ein entsetztes Keuchen. Doch wir mussten nun einen klaren Kopf bewahren. Die Verletzten benötigten unsere Hilfe.

»Diese verfluchten Bastarde«, hörte ich eine Stimme im Headset.

»Das ist noch untertrieben«, vernahm ich eine andere. »Sie sollen in der Hölle schmoren.«

»Schauen wir nach den Verletzten«, sagte ich, während ich mich achtsam in Bewegung setzte.

Hände griffen nach mir. Ich strauchelte, der sandige Boden dämpfte meinen Aufprall. Gekreische umzingelte mich. Ich sah in fremde Gesichter, die mir ihre Pein entgegenschrien. Angst-erfüllte Augen starrten mich an und ich fiel in grenzenlose Dunkelheit. Ich glaubte, den Schmerz jedes Einzelnen zu fühlen, und ich schrie mit ihnen ...

Kapitel 1



11.35 Uhr, Crieff, Schottland 2014

Mit einem Schrei in der Kehle schreckte ich auf.

Der Schaffner blickte mich besorgt an, seine Hand lag auf meiner Schulter.

»Geht es Ihnen gut, Sir? Sie haben im Schlaf geschrien.«

Ich fuhr über mein Gesicht. Verdammt, ich war tatsächlich eingeknickt, dabei hatte ich mir fest vorgenommen, nicht zu schlafen. Die lange Reise forderte nun ihren Tribut.

Der Schaffner nahm seine Hand von meiner Schulter.

Ich setzte mich auf. »Danke, mir geht es gut. War nur ein Traum.«

Sein Gesicht war voller Mitgefühl. »Das Leben als Soldat ist nicht leicht«, sagte er leise. »Ich achte Ihre Arbeit wirklich sehr. Kommen Sie von einem Auslandseinsatz?«

»Afghanistan.« Mehr wollte ich dazu nicht sagen.

Mein verdammtes Leben ging ihn nichts an. Über mein Trauma sprach ich bestimmt nicht mit einem Zugschaffner.

»In circa zehn Minuten erreichen wir Crieff.«

»Danke.«

»Willkommen zurück, Sir«, fügte der Mann hinzu - fehlte nur noch, dass er salutierte.

Willkommen zurück ... Beinahe hätte ich gelacht. Glaubte der Mann ernsthaft, dass ich gerne zurückkam?

Der Schaffner ging, und ich sammelte meine wenigen Habseligkeiten zusammen.

Die schweren Stiefel gaben einen dumpfen Laut von sich, als ich aus dem Waggon stieg. Nach acht Jahren betrat ich wieder schottischen Boden – die Heimat meiner Kindheit, Jugend und meines frühen Mannesalters. Mein letzter Besuch war eine Ewigkeit her – nichts wirkte mehr so, wie ich es in Erinnerung hatte. Der Bahnhof sah von Grund auf saniert aus. Die Gehwegplatten schimmerten schneeweiß. Spätestens nach einem halben Jahr würden sie schmutzig-grau sein, wenn die Obdachlosen in die Ecken pinkelten, da das Bahnhofsklo ständig verschlossen war. Ich sah nach oben. Die Sonne schien durch die neue Glaskuppel und tauchte den Bahnhof in ein freundliches Licht.

Der Bahnsteig war überfüllt. Pärchen fielen sich freudig in die Arme. Der Anblick entlockte mir ein sarkastisches Grinsen. Auf mich kam kein Mensch freudestrahlend zu. Hier gab es niemanden, der mir etwas bedeutete oder dem *ich* etwas bedeutete. Alles war fremd. Die Stadt widerte mich jetzt schon an.

Ich setzte mich in Bewegung, mir der Blicke der Menschen durchaus bewusst, die mich mit einer gewissen Bewunderung musterten. Einen Soldaten im Tarnanzug sahen sie nicht allzu oft. Für mich hingegen waren Personen in ziviler Kleidung etwas, an das ich mich erst wieder gewöhnen musste.

In meiner Jackentasche knisterte der Brief meines Bruders Paul. Ich erinnerte mich an seine Zeilen, die mehr als deutlich waren:

Da du dich nie dazu verpflichtet gefühlt hast, Vater nach Mutters Tod beizustehen, verkünde ich dir hiermit kurz und schmerzlos, dass er in einer Woche zu Grabe getragen wird. Nicht mal an seinem Sterbebett hast du dich blicken lassen, obwohl er dich noch einmal sehen wollte. Meine Briefe hast du ja geflissentlich ignoriert. Vielleicht bekommst du deinen

*Arsch jetzt mal hoch und kommst wenigstens zur Beerdi-
gung. Ehrlich, Luke, ich kann mir keinen egoistischeren
Bastard als dich vorstellen.*

Paul

Dieser Brief war vier Wochen alt. Mein alter Herr lag bereits unter der Erde.

Dass ich die letzten Jahre in Afghanistan verbracht hatte, die Post in einem Kriegsgebiet zur Kategorie lahme Schnecke zählte, und Briefeschreiben ein Luxus war, den ich mir nicht leisten konnte, vergaß mein Bruder gern. Nicht Paul robbte durch den Dreck, nicht er legte sich mit den Taliban an, kämpfte an vorderster Front und sah das Elend, dass unter den Zivilisten herrschte. Er sollte mir ja nicht blöde kommen, sonst würde ich ihm mit meinen Springerstiefeln einen gehörigen Tritt in die Eier verpassen.

Mein Antwortbrief war dementsprechend ausgefallen. Ver-söhnliches Süßholzraspeln hätten jedoch ihre Wirkung verfehlt, denn ich war stinksauer über seine Wortwahl gewesen.

Zumindest hatte Paul bei unserem letzten Telefongespräch versprochen, mich vom Bahnhof abzuholen. Es blieb spannend, ob er sein Versprechen einlöste.

Die Menschen hasteten vorüber. Ich begriff immer noch nicht, was ich überhaupt hier verloren hatte. Wollte mein Un-terbewusstsein mich tatsächlich dazu drängen, das Grab mei-nes Vaters zu besuchen? Sollte ich nachträglich Tränchen über seinen Tod vergießen?

Völliger Schwachsinn!

Es war mehr ein Gefühl gewesen, ein innerer Drang, meine Heimatstadt nach so langer Zeit noch einmal zu besuchen. Das war paradox, ich hasste Crieff.

Mein Vater hatte mich ständig als Tunichtgut bezeichnet, während meine Mutter versucht hatte, die Wogen zu glätten.

Als Teenager war mir oft die Frage in den Sinn gekommen, warum Vater nichts von mir hielt. Was hätte ich also an seinem Sterbebett oder seinem Grab verloren? Überhaupt nichts. Was wäre so wichtig gewesen? Außer die nächste Gemeinheit, die er mir sogar kurz vor dem Tod noch an den Kopf geworfen hätte.

Ich trat aus dem Bahnhofsgebäude und suchte die Umgebung nach einem blonden Haarschopf ab. Verändert hatte sich Paul bestimmt nicht. Mein großer Bruder war im Leben geradlinig, ich fuhr gern neben der Spur.

Ein nagelneuer Aston Martin hielt am Straßenrand. Paul stieg aus, adrett im dunkelblauen Anzug gekleidet.

Mir schoss die Frage durch den Kopf, wie er sich so einen Wagen leisten konnte.

»Hättest du dir nicht anständige Zivilkleidung anziehen können?« Pauls Stimme klang abfällig. »Man sollte meinen, dass du mit deinen zweiunddreißig Jahren endlich mal Grips entwickelt hast. Offenbar lag ich da falsch.«

Mit der weniger herzlichen Begrüßung war zu rechnen gewesen. Unser brüderliches Verhältnis passte von jeher in die Schublade »angespannt«.

Paul war der Bilderbuchsohn, ich der Raufbold. Gegensätzlicher konnten zwei Brüder nicht sein. Ich groß und dunkelhaarig, eher der südländische Typ, mein Bruder blond, mittelgroß und hellhäutig wie eine frisch geschlüpfte Made. Meinem Bruder schien immer die verfluchte Sonne aus dem Arsch, während ich darum kämpfen musste, ein paar Sonnenstrahlen zu erhaschen. Mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, dass Paul ein Glückskind war. Um die Sache auf den Punkt zu bringen: Innige Bruderliebe empfand ich nicht für ihn.

Ich grinste und sah an mir hinunter. Dass ich meine Militärlackierung trug, war Absicht. Paul zu verärgern bereitete mir riesigen Spaß.

Lange würde ich sowieso nicht bleiben, obwohl mein General mich auf unbestimmte Zeit vom Dienst freigestellt hatte. Der Heimaturlaub täte mir gut, so seine Worte.

Noch mehr Schwachsinn!

Als Colonel der britischen Armee trug ich Verantwortung für meine Männer – die waren mir wichtig, alles andere war mir schnuppe.

»Freut mich auch, dich zu sehen, Bruderherz.« Ich hievte den Rucksack von meinem Rücken und stellte ihn mit Absicht auf den Kofferraumdeckel.

Paul zu reizen fiel mir leicht. Über seiner linken Schläfe zuckte ein nervöser Muskel, da er meine Provokation verstand.

»Wie kannst du dir als kleiner Versicherungsvertreter so einen Wagen leisten? Hast du es mit deinen siebenunddreißig Jahren tatsächlich mal geschafft, etwas allein auf die Beine zu stellen? Oder hast du dich bis zur Chefetage hochgevögelt?«

Paul presste kurz die Lippen aufeinander und sah mich feinselig an. »Lass deine Sticheleien. Es war eine Geste des guten Willens, dich von Vaters Tod zu unterrichten. Nach Mutters Tod hast du dich ja fix zur Armee verpisst und mich mit dem ganzen Scheiß allein gelassen. Glaubst du ernsthaft, ich könnte es nicht zu etwas bringen?«

Da war er wieder, der Ich-bin-der-Beste-Paul.

»Nicht mir wurde alles in den Arsch geschoben, *Paulchen*.« Ihn so zu betiteln war mir ein Vergnügen.

»Nenn mich nicht so«, zischte er, als er an den Kofferraum herantrat.

Ich zog den Rucksack zu mir heran. Ich meinte, ein verräterisches Kratzen der Niete auf dem Autolack zu vernehmen.

Pauls Kiefer mahlte, er stand kurz davor, die Fassung zu verlieren. Doch er würde sich hüten, mir eine reinzuhauen, da ich in dem Fall als Sieger vom Platz gehen würde.

Mein großer Bruder wählte immer den Weg des geringsten Widerstands, während ich mich stets mitten ins Getümmel stürzte. Paul hatte seine Feigheit niemals abgelegt, diese Eigenart zählte zu seinen besten Charakterzügen – ironisch betrachtet.

»Ich hoffe, du hast wenigstens etwas Passendes zur Testamentseröffnung dabei«, murmelte er und öffnete den Kofferraum.

Verwundert hielt ich inne. Das hörte ich zum ersten Mal. »Testamentseröffnung? Davon hast du am Telefon nichts gesagt. Was sollte Vater *mir* vererben wollen? Seine Socken?«

»Das weiß ich nicht. Die Notarin hat gesagt, dass du auch erscheinen musst. Offenbar stehst du als Erbe von irgendwas im Testament.«

»Wahrscheinlich kriege ich seine olle Briefmarkensammlung.« Ich hievte den Rucksack in das Heck des Wagens.

»Du vergisst, dass da noch unser Elternhaus ist, Luke.«

Ernst sah ich ihn an. »Das ich garantiert nicht haben will.«

Paul knallte den Kofferraumdeckel zu. Ein Zeichen, dass er innerlich kochte. »Das Erbe kommt auch für mich überraschend.« Er ging zur Fahrerseite und riss die Autotür ungestüm auf. »Du solltest dich möglicherweise an den Gedanken gewöhnen, in der zivilen Welt ein Stück weit Verantwortung zu übernehmen.«

Dass ich dazu nicht bereit war, würde ich Paul in einer stillen Stunde beibringen. Die zivile Welt konnte mir gepflegt den Hintern küssen. Sobald ich die Socken meines Vaters geerbt hatte, machte ich umgehend die Biege.

Kapitel 2



Ich fühlte mich, als hätte mir jemand mit der Faust in die Magengrube geschlagen. Dabei holte Paul doch nur seinen Bruder vom Bahnhof ab. Das war keine Tragödie, sondern etwas ganz Normales, oder? Weshalb der Gedanke meine Nervosität schürte, entzog sich meinem Verständnis.

Luke hatte sich vor acht Jahren aus dem Staub gemacht. Er hatte sich beim *Royal Regiment of Scotland* eingetragen und war zur *Black Watch* gegangen. Nach all den Jahren drohte mir bei dem Gedanken an ihn tatsächlich noch die Galle hochzukommen. Dass Luke und ich mal liiert gewesen waren, meinte ich, längst verdrängt zu haben. *Verraten hat er mich ...* Ja, es war einem Verrat gleichgekommen, dass er mich sitzengelassen hatte.

Hinterhältiger Bastard.

Offenbar brodelte nach wie vor Wut in mir, obwohl ich inzwischen mit Paul zusammen war. Das Thema Luke war abgehakt, katalogisiert, eingetütet, begraben und zu Asche verbrannt worden. *Wie wird Luke reagieren, wenn er mich wiedersieht?* Sein verdatterter Gesichtsausdruck würde mir sicher schallendes Gelächter entlocken.

Ich öffnete den Backofen, in dem der Kartoffelauflauf brutzelte. Rizinusöl sollte ich darüber kippen, um Luke ein herzliches Willkommen zu bereiten. Dass in mir solch ein fieser Teufel wohnte, war mir neu. Alles, was mit Luke Adams zusammenhing, ließ mich eindeutig zu einem Gorilla mutieren. Ich schloss den Ofen und starrte gefühlt zum einhundertsten Mal aus dem Küchenfenster.

Paul war aus allen Wolken gefallen, als bekannt geworden war, dass Luke im Erbe begünstigt werden sollte. Weshalb er sich darüber so aufregte, verstand ich nicht. In letzter Zeit machte er um viele Dinge ein Riesengeheimnis. Paul hatte sich sehr verändert. Verschlossenheit war in unserer Beziehung mittlerweile ein allgegenwärtiger Zustand.

Ein Wagen fuhr vor. Mein Puls schoss in die Höhe. Fahrig strich ich einige braune Haarsträhnen hinter mein Ohr. Es gab überhaupt keinen Grund, nervös zu sein.

Autotüren wurden zugeschlagen.

»Cool bleiben, Ami«, murmelte ich, während ich zur Nebentür ging.

Schwungvoll riss ich sie auf. In der nächsten Sekunde überkam mich der Drang, sie wieder zuzuschlagen. Die Luft war auf einmal viel zu dünn. Acht Jahre waren eine verdammte lange Zeit. In diesem Moment nicht lange genug.

Der Mann, der am Kofferraum stand und seinen Armeerucksack heraushievte, konnte unmöglich Luke Adams sein. Ich starrte ihn an. Bittersüße Erinnerungen prasselten auf mich ein. Mit einem Mal schien nichts mehr wie zuvor. Mein Unterbewusstsein schien das Thema Luke noch lange nicht abgehakt zu haben.

In Lukes Armen hatte ich die Welt vergessen können. Eine Welt, die für mich nichts Gutes bereitgehalten hatte. Einen alkoholkranken Vater, dem eine Flasche Bier wichtiger war als seine Familie und der in seinem Rausch des Öfteren vergaß, wie seine Tochter hieß, während er mit dem Schürhaken auf mich losging. Der meine Mutter eine dreckige Schlampe schimpfte, während ich mich unter dem Bett verkroch und bitterlich weinte. All das hatte Luke mich vergessen lassen.

Wir waren zwei verletzte Seelen gewesen, die sich gegenseitig Wärme und Halt gegeben hatten, um mit dem Alltag fertig zu werden. Die Macht der Liebe, die ich für ihn emp-

funden hatte, hatte mich immun gegen jeden Angriff meines Vaters gemacht. Ich hatte Luke niemals wirklich vergessen können. Leider auch nicht den Trennungsschmerz, der weit aus schlimmer gewesen war als die Schläge meines Vaters.

Blutjunge einundzwanzig Jahre war ich gewesen, als Luke gemeint hatte, er müsste sich des unnötigen Ballasts entledigen und zur Armee gehen. *Mit Ballast hat er auch mich gemeint. Dass er mir das Herz gebrochen hat, ist ihm scheinbar egal gewesen.*

Meine Aufmerksamkeit wurde in die Gegenwart zurückgeholt, als der Kofferraumdeckel lautstark zuschlug. Luke hatte sich nicht mal die Mühe gemacht, Zivilkleidung anzuziehen. Er sah aus, als ob er gerade von einem Einsatz kam. Es hätte mich nicht gewundert, eine Waffe aus seinem Rucksack herausragen zu sehen.

Als er mich bemerkte, schien ihm vor Überraschung alles aus dem Gesicht zu fallen.

Ha! Damit hast du wohl nicht gerechnet, Mister Ich-verpisse-mich.

Luke fing sich schnell. Sein Kopf neigte sich fragend zur Seite. »Ami? Ami Steward? Bist du das?«

»Hallo, Luke.« Zum Glück besaß meine Stimme einen festen Klang, obwohl meine Nerven wie wild flatterten.

Luke sah zum Anbeißen aus. Die Armee hatte aus ihm einen richtigen Mann, eine imposante Erscheinung gemacht. Mein Unterbewusstsein fand den Anblick äußerst ansprechend.

Seine Lippen kräuselten sich plötzlich zu einem spöttischen Lächeln. »Ich fass es nicht. Mein großer Bruder vögelt meine Exfreundin.«

Am liebsten hätte ich ihm umgehend eine geknallt. Stattdessen haute ich meinem Unterbewusstsein eine runter, das so verückt von dem ungehobelten Kerl war. Mit solch einer Bemerkung war zu rechnen gewesen. So war Luke, er sagte

immer das, was er dachte und sei es noch so beleidigend. Wie hatte ich annehmen können, dass die Armee ihm diesen Charakterzug austreiben würde? Vermutlich versagte an ihm sogar die britische Krone.

In Lukes grauen Augen erkannte ich den Spott, als er mich weiterhin musterte. Ich unterdrückte ein Seufzen. *Er hat diese Wahnsinnsaugen ...*

Sein Blick scannte jeden Zentimeter meines Körpers, um letztlich an einem Punkt auf meinem T-Shirt hängen zu bleiben. »Teufel auch, du siehst echt scharf aus. Hast endlich mal ein paar ordentliche Möpfe bekommen.«

Schnell verschränkte ich die Arme vor der Brust. »Und du bist immer noch der vorlaute Arsch.«

Ich sah zu Paul, der es nicht für nötig hielt, mich in irgendeiner Weise zu verteidigen oder mir beizustehen.

Luke grinste, als er auf mich zukam. Sein Gang glich dem eines lauernenden Leoparden.

Mich erfasste das verrückte Gefühl, dass er in meinem Blickfeld zu einem Riesen heranwuchs. Nein, mein Gefühl gehörte nicht in die Schublade »verrückt«. Ich hatte völlig verdrängt, dass Luke um die eins neunzig maß. Ich kapierte erst, dass ich den Atem angehalten hatte, als er direkt vor mir stand.

»Eins muss ich dir lassen«, flüsterte er. »Du bist eine wahre Augenweide geworden.«

Die Augenweide sollte ihm gehörig in die Eier treten, damit er checkte, dass ich über seine Unverschämtheiten nicht erfreut war.

Ich sah zu ihm hoch. »Ach ja? Und du benimmst dich wie ein widerlicher Kotzbrocken.«

Paul schnaubte amüsierte – ansonsten kam nichts von ihm. Dass er sich so passiv verhielt, verletzte mich. Luke rückte nä-

her. Im ersten Moment sah es aus, als wollte er mich küssen. Ich trat einen Schritt zurück.

»Du weißt doch, wie ich bin, Ami«, raunte er. »Hast du ernsthaft geglaubt, ich wäre handzahn geworden?«

Was ich erwartet hatte, wusste ich nicht. Vielleicht, dass Luke weniger unverschämt durchs Leben ging. Immerhin hatte er lange Zeit in einem Kriegsgebiet verbracht, das musste jeden Menschen verändern. Nicht mal das zwang Luke in die Knie.

Er ging an mir vorbei und stieß einen leisen Pfiff aus, während er seinen Rucksack achtlos mitten in der Küche fallen ließ.

»Alle Achtung. Eine offene Wohnküche. Du hast umgebaut, Brüderchen.« Interessiert sah er sich um, wanderte zum Kühlschrank und riss ihn auf. Flaschen klirrten, Lebensmittel wurden beiseitegeschoben. »Mensch, Paul, hast du nicht mal ein kühles Bier im Haus?«

Ich unterdrückte ein verärgertes Zischen.

»Nein, haben wir nicht«, sagte Paul, als er neben mich trat. »Reg dich nicht auf«, fügte er flüsternd an mich gewandt hinzu. »Er wird nach der Testamentseröffnung bestimmt abschwirren.«

Was auch besser wäre, ich wollte Luke nicht länger als nötig unter diesem Dach haben. Er verunsicherte mich. Luke besaß die unliebsame Angewohnheit jedes Detail auf den Kopf zu stellen – sogar die Gefühle anderer Menschen. Nach all den Jahren zählte auch ich noch zu diesem Personenkreis.

Ehrlich gesagt hatte ich nicht damit gerechnet, Ami jemals wiederzusehen. Ihr Anblick versetzte mir auch jetzt noch einen ordentlichen Hieb, und für ein paar Sekunden drohte mir

der Boden unter den Füßen wegzurutschen. Doch ich war Profi genug, die wahren Gefühle hinter Schloss und Riegel zu halten.

Überraschung! Mein Bruder hat sich meine Exfreundin angeht. Wie hatte der spröde Paul es geschafft, die kleine Wildkatze zu zähmen? Das war unbegreiflich.

Ich beobachtete Ami, wie sie schweigsam den Auflauf aß. Noch eine Sache musste ich ihr zugutehalten: Das kleine Luder konnte hervorragend kochen.

Von Ami besaß ich eine andere Erinnerung. Eine zierliche Frau mit kleinen Brüsten, dennoch eine wilde Furie im Bett. *Mein Gott, was haben wir damals gevögelt.*

Was ich momentan zu sehen bekam, traf durchaus meinen Geschmack und schürte meine testosterongesteuerten Triebe: eine hübsche Brünette mit ansehnlichen Kurven und vollen Lippen. Die acht Jahre hatten sie zu einem wahren Rasseweib werden lassen, in das ich meinen harten Schwanz gern erneut versenken wollte. In meiner Hose entwickelte sich ein heftiges Eigenleben.

Ich schob den leeren Teller beiseite und versuchte mich auf andere Gedanken zu bringen. Brennende Neugier erfasste mich.

»Wie lange seid ihr schon zusammen?«, brach ich das Schweigen.

»Was geht dich das an?« Ami klang gereizt.

Oh, sie spielte also die Zicke.

Bei zickigen Frauen geriet mein Blut in Wallung, das war ihr wohl entfallen.

Ich streckte meine Beine unter dem Tisch von mir. Fühlte eine gewisse Müdigkeit in den Muskeln. Der lange Flug und die Zugfahrt machten sich bemerkbar.

»Nichts geht es mich an, da hast du recht. Ich bin nur neugierig.«

»Sechs Jahre«, entgegnete Paul, und Ami dankte ihm das mit einem verärgerten Blick.

O ja, unter ihrer zickigen Schale brodelte nach wie vor ein kleiner Vulkan. Die Wildkatze war nicht zahm. In der Hinsicht glichen wir uns. Unser wahres Ich trugen wir für die Ewigkeit in uns. Mein Bruder besaß nicht den kleinsten Schimmer, was Ami und mich verband. Eine Verbindung, die tiefer als alles andere ging. Das erreichte er mit Ami niemals, dafür war er in meinen Augen zu blöd.

Für die Zeit, die ich hier verbrachte, würde ich Pauls heile, makellose Welt gehörig durcheinanderbringen.

»Ich habe das Haus ganz anders in Erinnerung.«

»Einige Räume habe ich vor zwei Jahren umgestalten lassen. Der Anbau ist vor sechs Jahren entstanden. Vater wollte ihn eigentlich vermieten.«

»Hatte er etwa Geldprobleme?«, fragte ich.

Dass Ami meinen Bruder neugierig fixierte, entging mir nicht. Da existierten augenscheinlich einige Ungereimtheiten zwischen den beiden.

»Nicht, dass ich wüsste. Vater hat seine letzten Jahre mehr im Krankenhaus verbracht als daheim. Ami und ich sind vor vier Jahren hier eingezogen, um ihm mit dem Haus zu helfen.«

»Aha.« Ich sah mich im Raum rum. »Eure Möbel sehen nicht billig aus.«

»Wir gehören eben zum arbeitenden Volk«, sagte Paul arrogant.

Zorn erfasste mich. Seiner Überheblichkeit würde ich einen gehörigen Dämpfer verpassen.

»Erzähl mir nicht, dass nur *du* zum arbeitenden Volk gehörst.« Ich lehnte mich vor, um ihn genau zu fixieren. »Ich verrate dir mal was. Jeden Tag riskieren wir unser Leben, der Feind lauert überall. Und du willst mich zum faulen Schwein degradieren?«

»Nein, ich ...«

»Noch heute herrscht Ausnahmezustand in manchen Regionen in Afghanistan«, fuhr ich ihm unerbittlich ins Wort.
»Du hast keine Ahnung von der Welt da draußen.«

In der Küche war es totenstill. Man hätte eine zu Boden fallende Stecknadel hören können. Paul senkte betroffen den Blick. Eigentlich hatte ich nichts von Afghanistan erzählen wollen, doch seine Arroganz trieb mich zur Weißglut.

Ami starrte mich fassungslos an. An ihrer linken Wange lief eine einzelne Träne hinunter. Dieses Bild hatte eine fesselnde Wirkung auf mich. Für einen Augenblick trafen sich unsere Blicke. Ami verfügte über eine Empathie, die mich in der Vergangenheit oft verblüfft hatte. Doch das hier waren meine Dämonen, die ich ganz allein bekämpfen musste. Sie konnte sich ihr Mitleid sparen. Ich hatte mit meinem Entschluss nichts anders gewollt, als ich zur Armee gegangen war, um eine Offizierslaufbahn anzustreben. Ich war ein Befehlshaber, der für seine Truppen in der Krisenzeit den Fels in der Brandung verkörperte. Dazu war ich schließlich ausgebildet worden.

Ich wandte den Blick ab. Mitgefühl suchte und brauchte ich nicht. Meinen Emotionsschalter stellte ich auf Werkseinstellung zurück.

»Habt ihr ein Gästezimmer? Oder soll ich mir eine Pension suchen?« Damit war das Thema Krieg abgehakt.

Paul räusperte sich. »Du kannst drüben im Anbau schlafen, wenn du willst. Ami wird dir noch Handtücher und Bettwäsche bringen.«

Dass Ami ihn erneut mit einem ärgerlichen Blick musterte, amüsierte mich ungemein. O ja, ich würde sie dementsprechend empfangen. Mir brannten nämlich so einige Fragen auf der Seele.

»Falls dich das interessiert«, fuhr Paul fort, »dein Motorrad steht noch im Schuppen. Vater hat es niemals weggegeben.«

Das war doch mal eine erfreuliche Nachricht. »Echt jetzt? Die Harley existiert noch?«

Paul nickte. »Ich habe sie abgedeckt, war Vaters Wunsch, nicht meiner.«

Dass Paul nicht einen Gedanken an mein Eigentum verschwendete, war schlüssig. Wie kam ich allerdings dazu, dass Vater ernsthaft an mich gedacht hatte? Meine Verwunderung hielt ich nach außen hin lieber an der kurzen Leine und wies auf die Tür neben der großen Küchenzeile. »Ich nehme an, dass dort mein Schlafplatz ist?«

»Ja.« Paul stand auf, und Ami räumte schweigend die Teller vom Tisch.

Als sie mir den Rücken zuwandte, betrachtete ich ihren wohlgeformten Hintern. In der Jeans sah er zum Anbeißen aus. Am liebsten hätte ich ihren Po geknetet, bis sie zwischen ihren Schenkeln heiß und feucht wurde. Ich verlagerte mein Gewicht und setzte mich gerade hin. Dass meine weite Tarnhose im Schritt spannte, war schon eine Kunst für sich. Offensichtlich fuhr mein männliches Ego auf Ami ab.

Paul räusperte sich vernehmlich. Eigentlich war es mir einerlei, dass er neben mir stand, während ich den Hintern seiner Freundin betrachtete.

Dennoch wandte ich den Blick ab, grinste ihn an und stand auf. »Ich gehe mich dann mal frisch machen.«

Mehr unter forever.ullstein.de